



**Gottlieb  
Eder**

# **Fernweh** MIT **Abenteuer** **Biss** **Mongolei**

Reise-Thriller

 edition  
riedenburg





**D**er Ökologe Gottlieb Eder hat sich, von Fernweh getrieben, an die Fersen der Dinosaurier geheftet und nach Zentralasien begeben. Mongolei! Reiseprospekte und Internet-Recherchen versprachen unglaubliche Eindrücke in den endlosen Weiten der Steppe.

Doch die Realität sieht anders aus. Eders Hotel ist verwahrlost, und die stille Idylle der Jurtensiedlung außerhalb des Speckgürtels von Ulan Bator wird von penetrant stinkenden Plumpsklos ohne fließendes Wasser geprägt. Auf den Kulturschock im Moloch der Hauptstadt folgt das ersehnte Naturerlebnis, denn Eder macht sich gemeinsam mit seinen Reisegefährten auf den Weg Richtung sibirische Grenze. Rentiernomaden und unbegradigte Flüsse sind das Ziel. Tatsächlich bringen die in Österreich gebundenen Heuschrecken erstklassige Beute für den begeisterten Fliegenfischer.

Dann jedoch geht es rasant bergab. Und zwar nicht nur im Landcruiser, sondern auch mit Eders Eingeweiden. Diese sind dem bei einer Gastfamilie verzehrten fetten Hammelfleisch und den fremden Bakterien nämlich nicht gewachsen. Der Outdoor-Freak beißt sich durch. Er absolviert sogar seinen ersten Querfeldein-Ritt. Bis er eines Tages mutterseelenallein durch die Landschaft irrt und seine Körperfunktionen kaum noch aufrecht erhalten kann.

In seinem packenden Reise-Thriller spart der pensionierte Lehrer nicht mit Selbstironie. Ein Buch für alle, die auch vom Sofa aus richtig großes Abenteuer erleben wollen. Note: Sehr gut.

 edition  
riedenburg  
editionriedenburg.at



9 783902 943705

ISBN 978-3-902943-70-5







*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.*

#### **Hinweis:**

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die schriftlichen Ausführungen des Autors sind subjektiv. Das vorliegende Buch versteht sich nicht als Reise-Ratgeber.

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr. Weder Autor noch Verlag können für eventuelle Nachteile oder Schäden, die aus den im Buch vorliegenden Informationen resultieren, eine Haftung übernehmen. Eine Haftung des Autors bzw. des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ebenfalls ausgeschlossen.

#### **Markenschutz:**

Dieses Buch enthält eingetragene Warenzeichen, Handelsnamen und Gebrauchsmarken. Wenn diese nicht als solche gekennzeichnet sein sollten, so gelten trotzdem die entsprechenden Bestimmungen.

1. Auflage	Januar 2015
© 2015	edition riedenburg
Verlagsanschrift	Anton-Hochmuth-Straße 8, 5020 Salzburg, Österreich
Internet	<a href="http://www.editionriedenburg.at">www.editionriedenburg.at</a>
E-Mail	<a href="mailto:verlag@editionriedenburg.at">verlag@editionriedenburg.at</a>
Lektorat	Dr. Heike Wolter, Regensburg

Bildnachweis	Dinosaurier auf Cover © Michael Rosskothen - Fotolia.com
	Dino-Briefmarke © rook76 - Fotolia.com
	Schamanen-Fotos auf S. 165 © Ingo Striek
	Sämtliche andere Fotografien © Gottlieb Eder

Satz und Layout	edition riedenburg
Herstellung	Books on Demand GmbH, Norderstedt

ISBN 978-3-902943-70-5

# Inhalt

Anreise	6
Erlebnishotel	14
Ulan Bator	20
Nationalstolz	32
Dschingis Khan	38
Hammelsterben	46
Gastfreundschaft	56
Bauernopfer	68
Steppensafari	76
Reiterspiele	84
Winterlager	92
Pferdetrecking	100
Rentiernomaden	110
Feuer	126
Flussbefahrung	130
Sternennacht	138
Taimenprojekt	142
Sishked Gol	148
Schamanen	154
Pestflöhe	166
Khövsgöl Nuur	169
Salmonellen?	176
Rückflug	184
Epilog	190

# Anreise

„Das Glück ist ein Schmetterling. Jag ihm nach, und er entwischt dir. Setz dich hin, und er lässt sich auf deiner Schulter nieder.“ Diese Weisheit stammt von Anthony de Mello. Während ich darüber nachdenke, wie ich mich meinem mongolischen Schmetterling nähere, startet das Flugzeug.

Mein Fensterplatz macht mir nach dem Schließen des Sitzgurtes erst einmal die Unsicherheit technischer Flügel bewusst. Hoffnungsvoll rotieren die Turbinen, aber die blockierten Räder verhindern das Abheben. Unruhe löst das Warten nicht nur in meinem Kopfe aus. Viel Zeit verstreicht, ehe sich das verantwortliche Team zur Aufklärung der Passagiere durchringt. Ein massiver Brandherd bedroht eine Frachtmaschine im Anflug. Sämtliche Feuerwehren werden zur Rettung der Maschine an den Pistenrand dirigiert. Die Notsituation bedingt, dass jede Starterlaubnis rigoros verweigert wird.

Wenige Minuten später schiebt sich ein Fahrzeug mit einem auffallend großen Buckel am Bug, ähnlich der hohen Stirn von Delphinen, in den Blickwinkel meines Bullauges. Immens ist der Aufmarsch an zuckenden Blaulichtern. Vom Rumpf verhüllt sind die Feuerzungen. Dunkle Rauchschwaden dringen in Schüben aus einer undefinierbaren Stelle der Metallhaut. Näher rücken die Löschfahrzeuge dem Qualm. Allmählich legt sich sanft die Dämmerung über das Areal und verschmilzt mit dem Pulsieren der Rauchwolken. Viele gleißende Scheinwerfer ersetzen das weichende Naturlicht. Sie sorgen für ein fast taghelles Ausleuchten des Unfallortes.

Eine geschlagene halbe Stunde später kündigt der Pilot einen weiteren Aufschub des Startrituals an. Doch geduldig und mit Verständnis harren wir Fluggäste auf das erlösende Vibrieren der Triebwerke. Im Schneckentempo rollt unsere Maschine zu einer freigegebenen Startbahn und steht mit elf weiteren Flugzeugen im Halbkreis aufgereiht im Stau. Exakt im Intervall von zwei Minuten entlässt der

Tower die Flugzeuge in den düsteren Himmel. Sanft kupiert ist die satte Wolkendecke. Sie erinnert mich an eine unendlich weitläufige „Buckelpiste“ auf nicht präparierten Skiabfahrten. Das zarte Himmelslicht betont eine Flanke der Formation. Abgrenzender Schatten nistet in den Mulden. Grautöne vernetzen den Kontrast. Am fernen Horizont schließt waagrecht ein Regenbogen an, der sich mit blassen Spektralfarben in das Blau des Firmaments verabschiedet.

Angesichts der Reisenden sinniere ich weiter: Das Halten von Hühnern in Legebatterien ist verboten. Dem durchschnittlich beleibten Menschen in Normalgröße jedoch muten die Flugzeugbauer erhebliche Belastungen auf Langstreckenflügen zu. Wirtschaftliche Interessen bestimmen den Abstand zwischen den Sitzreihen. Geld kommt vor Gesundheit. Gewitzte Reisende verstauen ihr Handgepäck im unbescheidenen Ausmaß von Koffern oder bauchigen Taschen rasch in der Ablage über den Köpfen. Platzmangel führt regelmäßig dazu, dass die Letzten ihre Utensilien mit Aufwand unter den Sitz quetschen müssen und sich so der eigenen Fußfreiheit berauben.

Neben mir in den Sitz hat der Prototyp eines Sumoringers seine Masse gezwängt. Er müsste wohl seine muskulösen Arme in die Höhe strecken, um mein Revier nicht in Beschlag zu nehmen. Ohne Gewissensbisse rammt er mir den Ellbogen in die Rippen und fällt alsbald in einen entspannten Schlaf. Meinen Widerstand scheint er nicht zu spüren. Sein Gaumensegel rasselt mit dem Sound der Turbinen um die Wette. Übergriffig behindert der Koloss meine Entfaltungsmöglichkeiten. Unbehaglich wärmend wirkt sein Körperkontakt. Auch die verströmten Pheromone sind kein Fest für meine Nase. Eingeeengt finde ich kaum Platz zum Atmen.

Als Nächstes beschäftigt eine verpfuschte Vorsorge bezüglich möglicher Venenprobleme meine Gedanken. In bunten Bildern geistert die Panne vor meinen Augen. Vorbeugen ist ja bekanntlich besser als heilen. Das führte mich zwecks Informationsbeschaffung in die Ordination: „In deinem Alter und mit den frisch operierten Krampfadern“, meint ehrlich besorgt mein beratender Hausarzt und Freund, „würde ich auf jeden Fall der Gefahr einer Venenthrombose vorbeugen.“ Zur Verstärkung seiner Worte drückt er mir den Befund eines Berufskollegen in das Gewissen. Auf einem Langstreckenflug hatte den Mann eine Lungenembolie mit Komplikationen erwischt. Aus-

gelöst durch eine Thrombose des gesamten Beines. Verunsichert leiste ich mir gerne die kostbaren Spritzen. Der Anschauungsunterricht bezüglich der Nadelsetzung erweitert mein bescheidenes medizinisches Basiswissen. Versorgt mit einer minimalen Reiseapotheke verlasse ich beschwingt die Praxis.

Verdammter Yakmist! Ungeübt im Umgang mit Nadeln und Spritzen, vermurkse ich im schummrigen Licht des Klos ein erhebliches Volumen der Thromboseinfusion. Angesichts des langen Stechaparates quetsche ich eine dicke Gewebefalte auf dem linken Oberschenkel zusammen. Neuerlich ramme ich mir, diesmal mit mehr Mut, die Nadel bis zum Anschlag in das Fleisch und injiziere den Rest der Lösung. Total verunsichert durch die nicht einschätzbare Vergeudung der Vorbeugung suche ich das Erste-Hilfe-Zentrum auf. Geduldig hört sich die Frau mein Klagelied an und verweist mich zur Apotheke. Ohne Rezept verweigert mir die Belegschaft den Wunsch nach einer Ersatzspritze. Eine Schachtel voll Tabletten gegen Kopfschmerzen ist ihr alternativer Vorschlag.

Mein konfuser Adrenalinspiegel beschert mir chaotische Bocksprünge. Eigentlich liegen mir Reisen und Fliegen im Blut. Alpenrundflüge zu besonderen Anlässen haben schon vor Jahrzehnten für Respekt gegenüber der Naturkulisse gesorgt. Aus der Sicht der Adler genieße ich das phantastische Profil der Erdkruste. Euphorische Schwingungen bereitet mir der Tiefblick aus dem Fenster. Platt die Nase an die vibrierende Scheibe gedrückt, sauge ich die Eindrücke der vorbeihuschenden Landschaft wie ein Schwamm auf. Und nun die keimende Angst, das Unruhegefühl, das allmählich den ganzen Körper als Resonanzkasten missbraucht.

Ich leide nicht an Übelkeit und kalten Händen. Weder zittern die Fingerspitzen noch peinigen mich kalte Schweißausbrüche als Symptome einer bis dato unbekannten Flugunruhe. Nie wäre ich vorher auf die Idee gekommen, mich durch die Einnahme von dämpfenden Beruhigungsmitteln oder hochprozentigen Flüssigkeiten zu betäuben. Leider schleicht eine gedankliche Serie von fürchterlichen Unglücksfällen wie Gift durch mein Blut. Das Ausgeliefertsein gegenüber der Crew und der Technik über den Wolken kurbelt die Hirngespinnste an. Unerklärlich ist mir diese fremde Facette meines Wesens. Statistiken sind ein ausgezeichnetes Placebo, aber sie betäuben nicht meine Sorge.

Verflixt, warum müssen auch innerhalb von wenigen Wochen vor Antritt meiner ersehnten Mongoleireise zwei Airbusmaschinen von den Radarschirmen verschwinden. Mongolia Airlines – mit dem stilisierten Pferdekopf samt wehender Mähne als Logo – fliegt auch mit dem Flugzeugtyp und erzeugt das Zirkulieren der schwarzen Gedankenblitze. Mein Verstand kämpft mit Tricks der Logik gegen das Kribbeln im Bauch. Eine gewisse Müdigkeit gewinnt allmählich Oberhand. Beruhigend wirkt die Monotonie der Triebwerke.

Mit keiner Silbe hat meine Reiseagentur den Zwischenstopp in der russischen Hauptstadt erwähnt. Auf jeden Fall ist der unerwartete Zeitvertreib gesund für die Durchblutung meiner Füße. Das Stundenmaß verliert ohnehin mit Annäherung an das Zentralland des asiatischen Kontinents an Bedeutung. Entschleunigung ist kein abgeschlecktes Modewort, sondern bewährte Lebenspraxis. Statt gebuchtem Direktflug entpuppt sich „Midnight in Moskau“ als übliche Schikane. Billig tanken ist der Hauptgrund. Vorgeschieben wird der Aspekt der Reinlichkeit.

Ein Trupp der Putzbrigade – nach dem umständlichen Verlassen sämtlicher Passagiere samt ihrem Besitz – kämpft sich durch die Sitzreihen. Jedes Gepäckstück wird neuerlich vom missmutig gelaunten Personal auf verbotene Utensilien durchleuchtet. Geldbeutel, Hosengürtel und Armbanduhr folgen im abgetakelten Plastikkorb auf den Transportrollen.

Nach dem Durchschreiten der Kontrollpforte fühlt sich eine niedere Charge mit dem Habitus eines Generals berufen, uns Touristen, Geschäftsleuten, heimkehrenden Studierenden oder Europäern in Begleitung bildhübscher Mongolinnen eine gelbe Kunststoffkarte mit dem Aufdruck „Transit“ in die Hand zu drücken. Akribisch belauern uns die Uniformierten, derweil wir im Schneckentempo zum Zeittotschlagen in einen Kreisverkehr geschickt werden. Quengeln die Kinder oder Menschen mit lautem Organ ziehen sofort strafende Blicke der bekappten Beamten auf sich.

In der Männertoilette steht das Wasser bis zum Türanschlag. Ekelhaft verschmutzt sind die meisten Kabinen. Aus den offenen Müllkübeln stinken die benutzten Papiere. Bunt durchgemischt ist das Publikum.

Der Zufall führt mich in die Fänge eines gesprächigen Herrn. Aus heiterem Himmel quatscht mich der Mann mit einem unüberhörbaren sächsischen Dialekt an. „Sind Sie geschäftlich unterwegs?“, bohrt er mir eine Frage ohne Umschweife ins Hirn. Ohne meine Antwort abzuwarten, stellt er mir seine charmante Begleiterin mit dem mandeläugigen Kleinkind auf dem Arm vor und ergänzt redselig: „Ich mache Urlaub bei meinen Verwandten und freue mich auf das Jurtenleben. Drei Wochen lang.“

„Nach der Frist“, unterbreche ich spitzbübisch, „wird Ihre mongolische Sippe wohl froh sein, wenn Sie wieder die Heimreise antreten.“ Mit meiner leichtfertigen Feststellung hüpfte ich beidbeinig in die fette Yakmilch und reize seinen Unmut.

Lauter wird sein Ton, aber nicht unfreundlicher. „Sie haben recht, in meiner Heimat wären die Leute mit Sicherheit genervt, aber in der Mongolei hat die Gastfreundschaft einen sehr hohen Stellenwert. Ich könnte ohne Schwierigkeiten gar drei Monate lang bei meiner neuen Familie bleiben. Sie würden beim Abschied trotzdem Tränen vergießen.“

Nach dem Einsammeln des Transitstreifens – er fungiert quasi als Platzhalter – und der oberflächlich scheinenden Überprüfung der Listen tauchen ein paar neue Gesichter auf. Sie füllen die restlichen Sitzlücken auf. Aufgescheucht räumen Nutznießende der ersten Etappe widerwillig ihre bequemen Doppelpplätze. Fünf Stunden und vierzig Minuten währt der von wenigen Turbulenzen geschüttelte Flug bis zum Zielflughafen Chingis Khan in Ulan Batar. Die Zeitverschiebung frisst insgesamt exakt sechs Stunden. Verrückt tickt die biologische Uhr.

Unbelästigt durch die Zollbehörde schreite ich in die Halle. Im Schlepp meine unförmige Outdoortasche. Prall gestopft mit dem Notwendigsten zur Fliegenfischerei, Altkleidern im wasserdichten Rollsack und einer Isoliermatte samt Schlafsack. Die Gewichtsbeschränkung auf den Inlandsflügen macht erfinderisch und reduziert überflüssigen Kram. Mein Empfangskomitee hat sich überraschend vom versprochenen Dolmetscher in ein jugendliches Frauenpaar verwandelt. Absolut kein Fehler, denn mir ist ohnehin die Gesellschaft weiblicher Wesen angenehmer. Ihr Mitteilungsbedürfnis ist eine Quelle spru-

delnder Informationen. Auch haben Frauen, zumindest bilde ich es mir ein, ein geziemend feineres Gespür für Sitten und Bräuche.

Per Mail hat mir mein Organisator den perfekten Service für meine gewünschten Kulturtage zugesichert und über das Vermittlungsnetz seiner mongolischen Ehefrau abgewickelt. Offenbar erfolgreich. Gemeinsam halten die exotischen Schönheiten einen Karton mit meinem Namenszug über ihren Köpfen und weisen mir den Weg durch die wartende Menge. Höchstpersönlich übernimmt die Managerin der aufstrebenden Reiseagentur den Taxidienst, um mich, den scheinbar potenten Dollarkunden, sicher mit ihrem wuchtigen Landcruiser ins Hotel zu bringen. Ihre Freundin verdient ihr Geld im Sprachinstitut und spricht fast akzentfreies Deutsch. Gemäß der Abmachung kümmert sie sich in den nächsten Tagen um mein Wohlergehen im Lande der Nomaden.

Immer noch zermürbt vom Fleischberg meines Sitzanrainers und seiner akustischen Präsenz – meine hinterhältig gesetzten Berührungen seiner isolierenden Fettringe zeigten kaum Veränderungen der Lautstärke –, registriere ich auf der Fahrt zum Hotel für mich ein gänzlich neues Weltbild.

Filzbedeckte Jurten, kreisrund und in der Farbe der Fettschwanzschafe, mit rostigem Kaminrohr im Zentrum der Kuppel, ziehen meine Blicke magisch an. In unmittelbarer Nachbarschaft steht stets ein rustikales Holzhaus als Zweitwohnsitz. Ein ideales Quartier für die Sommermonate. Rost und großflächige Flicker bilden einem Tarnkleid gleich das Blechdach. Eingefriedet ist das Grundstück mit einem mannshohen Lattenzaun. Die fast obligatorische Satellitenschüssel reicht mit ihrem dominanten Durchmesser auf Augenhöhe des Türstockes. Das private Areal ist bar jeglicher schmückender Stauden und Blumen. Brauchbares, Gerümpel und angehäuften Altlasten sowie Berge von Kunststoffmüll garnieren den wenig fruchtbaren Steppenboden. Kettenhunde bewachen den Privatbesitz.

Kartoffeln oder Gemüse sind der Hirtenkultur noch fremd. Es braucht wohl noch reichlich Überzeugungsarbeit der neuen Generation von einheimischen Mediziner, um den Wert von gesunden Ballaststoffen und Vitaminen aus dem eigenen biologischen Anbau ins Bewusstsein zu rücken. Schwer haben es die Produkte des Gartenbaues, sich auf der frisch initiierten „Grünen Woche“ im

September gegen die ungebrochene Lust an fettem Hammelfleisch zu bewähren. Zudem kämpfen die einheimischen Bauern mit ihren Erzeugnissen gegen die Billigschwemme aus China an. Der Prozess des Umdenkens gärt langsam. Ihre Reifezeit braucht die Wertschätzung eigener Produkte.

Ein Grauschleier mit schwefelgelben Schichten lastet als Dunstglocke über den Vororten der Seminomadensiedlungen. Es stinkt. Die Luft kratzt im Hals. Mit Genuss täglich eine halbe Schachtel Zigaretten zu inhalieren scheint gesünder zu sein, als die mit winzigen Rußpartikelchen belastete Luft zu atmen.

Drei Kohlekraftwerke, informiert mich meine vermittelnde Dolmetscherin, erzeugen die notwendige Energie. Sie pusten rücksichtslos Abgase aus den filterlosen Schloten. An windstillen Tagen hustet das gemeine Volk im Umkreis der Anlagen. Atemwegserkrankungen und Lungenkrebs nehmen rapide zu. Betroffen sind vor allem Kinder und alte Menschen. Der Feinstaub ist sogar in den Blutgefäßen nachweisbar und entzündet die Wände. Zahnlos sind die Gesetze zum Schutz der Menschen und der Umwelt. Grenzwerte existieren nicht. Für die Betreiber zählt unterm Strich nur der Gewinn, die Güte der Luft belastet sie wenig.

Geschäftstüchtige Chinesen und Koreaner gehen nicht nur wegen der akuten Schweine- oder Vogelgrippe gerne mit Schutzmasken ihrer Wege.





# Erlebnishotel

Die schmalbrüstige Schwingtüre verteidigt den Weg zur Rezeption. Der Hausmeister, falls es überhaupt einen gibt, muss an Tinnitus leiden. Er hört das jämmerliche Seufzen des Einganges nicht. Prompt verkeile ich mich mit der überlangen Reisetasche zwischen den pendelnden Elementen. Mein Auftritt erheitert drei junge Menschen, die im Foyer auf Arbeit warten. Sie vertreiben sich den Dienst mit Fernsehen. Meine Reservierung hat perfekt geklappt. Gänzlich unwichtig scheint der Blick in meinen Pass zu sein. Der Lift ist leider ein Opfer des akuten Stromausfalles. Mit dem Zimmerschlüssel in der Hand kämpfe ich mich bis zum obersten Geschoss des Gebäudes durch. Tasche und Rucksack scheinen mit jedem Stockwerk an Gewicht zuzulegen. Feudal ist das Stiegenhaus mit dekorativen Marmorplatten gestaltet.

Nach dem Prinzip des Tausendfüßlers führen mich schließlich viele Schritte schwitzend zum Ziel. Die halblauten Flüche am Flur der letzten Etage hätte ich mir sparen können, denn nachträglich erfahre ich, dass in der Mongolei bereits das Parterre als erstes Stockwerk gilt.

Meine Vorbenutzer des Zimmers stupe ich spontan als Liebhaber von Rauchwaren ein. Mit Nikotin geschwängert ist die Luft. Die Tapeten, die am Stoß in Form von Wellen und Blasen ihr altersbedingtes Eigenleben entwickeln, sind mittlerweile imprägniert. An der schlecht isolierten Außenwand kräuseln sie sich wie Schafwolle. Ein protziges Profil einer Kunststoffleiste bildet den Übergang zum Plafond. Unprofessionell täuscht das Material edlen Stuck vor. Der vergilbte Vorhang ist an manchen Stellen eingerissen. Schlapp hängen die Fetzen gleich halbgeöffneten Türen eines Adventkalenders in den Raum. Die Löcher lenken den Blick auf die schmutzigen Fenster.

Im Bad finde ich die Brille der Toilette zersplittert vor. Sie erfordert den sorgsamsten Umgang bei Sitzungen. Ausgerissen ist die Befestigung der Deckenverkleidung. Einschließlich der Abschlussleiste

schwebt sie nur mehr windschief als Dekoration am Plafond. Ich fühle mich von dem massiven Planquadrat über meinem Kopf bedroht. Verunsichert meide ich jede Erschütterung in der Nasszelle. Auch die sorgfältig geschlichteten Handtücher zeigen ihr persönliches Gesicht. Undefinierbare Flecken schmücken die Webstruktur.

Im Stiegenhaus erwische ich zufällig eine Reinigungskraft. Trotz sprachlicher Gräben fasst sie den Mut, mich in mein Zimmer zu begleiten. Der Lokalausweis in der desolaten Nasszelle – ich möchte bei der Abreise nicht für die Mängel haften – entlockt ihr ein hohes Kichern. Ihr Verständnis ist mir ein kleines Trinkgeld wert. Gewissenhaft betrachtet und wendet sie mehrmals das Geldstück. Irritiert reicht mir die Frau die Euromünze zurück. Offensichtlich ist das Personal nur an Dollars, in Noten, interessiert.

Ein Fensterflügel ist auf Dauer mit seinem Stock durch massive Schrauben verbunden, aber der zweite lässt sich öffnen. Es gelingt mir von meinem Ausblick zur Straße hin nicht, einige Quadratmeter mit unversehrter Asphaltdecke zu entdecken. Risse, Sprünge und Löcher prägen das Antlitz des Belages. Ein Netz von Bitumenfugen überzieht die Oberfläche. Unglaublich verworfen sind die Platten der häufig gepflasterten Gehwege. Offene Schächte, halbfertige Baustellen und zwischengelagerte Baumaterialien zwingen zur kreativen Fortbewegung der Fußgänger nach stadttüblicher Lebensart. Geduld und Umwege sind Normalität.

Auffallend viele hübsche Frauen präsentieren sich eingehüllt in westliche Mode. Geschickt staksen sie mit hohen Absätzen über das Chaos der Wege. In der elegant abgewinkelten Hand tragen sie für jeden Passanten sichtbar das neueste Handymodell als Statussymbol. Vereinzelt mischt gar ein sturer Reiter das Bild im Verkehrsgewühl auf. Trotz der Überschwemmung mit Produkten aus China findet das Rad als Fortbewegungsmittel offenbar noch keinen Anklang. Hässliche Plattenarchitektur – ganz nach russischem Vorbild – säumt die unebenen Straßen. Üblich ist es noch immer, dass angehende Ingenieure in Moskau studieren. Sie fügen sich der Gehirnwäsche hinsichtlich des bevorzugten Baustils.

Bald verdrängt aufkommender Wind die Dunstglocke. Rasch ersetzen bleigraue Gewitterwolken den Smog über der pulsierenden Stadt. Orkanartige Windstöße sorgen für den raschen Luftaustausch

in meinem balkonlosen Zimmer. Die Zugluft rüttelt an der abgesperrten Türe. Vom losen Müllhaufen hinter dem Haus holt sich der Sturm ein Leergebinde. Im wilden Tanz jagt er die Flaschen polternd über den holprigen Boden. Mit Behagen, so erscheint es mir zumindest, laufen die Menschen ohne Panik im prasselnden Niederschlag ihre Wege. Regen ist der Segen für das Weideland und reinigt die Luft. Das Wasser von der Haut abzuschirmen wäre bloß ein Frevel. Seltenheitswert hat die Sichtung eines Regenschirmes von meinem touristischen Hochstand aus.

Unentwegt treibt die junge Generation der mongolischen Bevölkerung ihre symbolische Pferdeherde, im kompakten Allradauto manifestiert, über die Rumpelpisten. Unbegreiflich ist für mich ihre wilde Leidenschaft zum Hupen. Das Klangbild der akustischen Warnung reicht von Pferdegewieher ähnlichen Geräuschen über Folgetonserien bis zum Sound eines Nebelhorns. Normale Töne, nach Machart des Herstellers, sind lahme Ohrwürmer. Sie erregen kaum Beachtung. Jede Veränderung im Verkehrsfluss, die Verminderung der Geschwindigkeit zwecks Parkplatzsuche, Ausparken, banales Abbiegen oder Überholen reizt wie selbstverständlich zur Betätigung der Schallquelle. Der Lärm verdichtet sich durch die ungewöhnlichen Frequenzen zur ungesunden Klangmeile. Für westliche Gehörschnecken ist die Geräuschkulisse mehr als gewöhnungsbedürftig.

Stinknormal ist es, dass abenteuerlustige und geschäftstüchtige Männer per Flug nach Deutschland reisen und gebrauchte Markenautos kaufen. Im Kofferraum liegen – quasi als blinde Passagiere – alkoholische Getränke und Zigarettenstangen bereit. Die Mitbringsel lösen im stillen Einvernehmen die Probleme bei den nicht ausbleibenden Straßenkontrollen in Russland. Geschenke erleichtern und beschleunigen die Grenzübertritte. Erreichen die Helden unfallfrei im Konvoi ihre Heimat, finden die Luxusschlitten rasch neue Liebhaber. Der Gewinn ist beträchtlich.

Mein Körper sehnt sich nach der Strapaze der langwierigen Anreise nach waagerechtem Ausstrecken. Der Geist ist hingegen aufgewühlt. Die Fülle der Eindrücke lässt nicht locker. Nur wenige Stunden bleiben mir zur Regeneration, bevor mich die Dolmetscherin zur Stadtextkursion samt Besuch der wenigen Sehenswürdigkeiten erwartet. Dunkle Haufenwolken drängen sich über der Hauptstadt

zusammen. Ihre Reibungsenergie entlädt sich mit rasanten Blitzfolgen. Krachend schmettert die vom Blitz erwärmte Luft wieder zusammen und das Rumoren des Unwetters erschwert die Erholung.

Eine halbe „Schlafmütze“ voll liege ich wegen eines Buchungsfehlers im falschen Bett. Höflich werde ich zwecks Umquartierung aufgescheucht. Durch den Umzug verbessert sich der Ausguck, dafür lärmt der Verkehr tief unter meinem Fenster auf einer zweispurigen Stadtautobahn vorbei.

Moderne Glaspaläste schießen frech neben faden Bauten in die Höhe. Weit überragen sie die trostlosen Nachbarn mit ihren zerbröselnden Fassaden. Zahlreiche Baukräne bestätigen den Aufbruch. Auch der Zweck des Wohnungsbedarfs kann die hässliche Plattenarchitektur nicht heiligen. Pure Not an bewohnbarer Fläche und die hohen Zimmerpreise zwingen die Bewohner zum kreativen Auslagern ihrer Besitztümer auf die winzigen Balkone. Auf den Flanken der umgebenden Hügel finden die Zuwandernden billigen Platz und triste Verhältnisse. Geduldet auf dem Magergürtel rund um die städtischen Betonklötze.

Rund siebenzig Prozent der Menschen der Millionenstadt Ulan Bator hausen in den Vororten als sesshafte Halbnomaden. Strom sorgt für den Luxus von Licht, Rundfunk und Fernsehen. Abwasserkanäle sind hingegen noch ferne Utopien. Auch fließt kein Wasser bequem aus dem geöffneten Hahn, sondern muss noch zu Fuß in voluminösen Milchkannen von öffentlichen Zapfstellen abgeholt werden. Altmodische Kinderwagen tragen das Gewicht. Der Raubbau an Brennholz verzehrt wie Feuer jegliche Vegetation.

Der Geschäftsführer des Hotels stammt aus Korea. Ein Einheimischer bekleidet den Vizeposten. Jede Gelegenheit packt der strebsame Mongole beim Schopf, um seine Deutschkenntnisse mit meiner Hilfe aufzuwerten. Ständig taucht er mit einem charmanten Lächeln und einer Liste mit wichtigen Phrasen auf. Mit Vergnügen darf ich Sinn, Wortstellung und Rechtschreibung korrigieren. Er will weg, um sich selbst, in gehobener Position, zu verwirklichen. Er liebt sein Land, beteuert er immer wieder. Nur zeitlich begrenzt sei die Flucht aus der Heimat.

Beim Abendessen im Hotel beobachte ich von meinem Sitzplatz, einer Theaterloge gleich, eine chinesische Großfamilie beim Fest-

schmaus. Eine Familienfeier scheint der Anlass des kulinarischen Treffens zu sein. Die Kinder lümmeln mehr auf der Tischplatte als auf den zugewiesenen Sesseln. Auf einer großen, drehbaren Holz-scheibe reihen sich dicht gedrängt die Köstlichkeiten für den asiatischen Gaumen. Mit Geschick schlürfen die Leute auch glitschige Speisen mit Hilfe der Stäbchen lautstark in den saugenden Mund. Geflügel und Fisch sind nicht in mundgerechte Portionen zerwirkt. Mit geübter Beweglichkeit des Kauapparates und geschürzten Lippen lutschen sie das Fleisch von den Knochen oder filigranen Gräten. Kaum einer legt die abgenagten Skeletteile mit den Stäbchen oder Fingern auf die Ablage zurück. Mit der Zielsicherheit eines Lamas spucken sie die schwer verdaulichen Reste neben ihre Teller. Rülpsen und Schmatzen untermalen als akustische Beweise die Zufriedenheit.

Die rechte Zubereitung des Mahles trifft den Geschmack der Leute. Vorwiegend Grüner Tee fördert die Speichelproduktion. Er erleichtert die Gleitfähigkeit des Gekauten. Immer wieder wird lautstark nach Nachschub verlangt. Im Laufe des Festmahles häufen sich neben den Tellern, je nach Treffsicherheit, die Knöchelchen, Rippen und zierlichen Gräten. Die Berge verraten die Vorlieben der Genießerin oder des Genießers.

Mit ersichtlichem Wohlbefinden knabbern die Glücklichen an den Hautlappen der Scharrfüße. Begehrt sind die Krallen der Hühner. Zum Gaudium der Gesellschaft rotiert auf dem Drehtablet ein gegarter Kopf eines Federviehs. Eine Roulette-Kugel wird mit den Augen wohl nicht kritischer auf ihrem Weg verfolgt als der kreisende Schädel. Reibungsverluste bremsen rasch die Rotation. Die Peilung des Schnabels löst stets Heiterkeit aus. Unverständliche Diskussionen folgen. Nicht die Auswahl einer Zeche zahlenden Person oder das Opfer für die finanzielle Tilgung der nächsten alkoholischen Runde steht vermutlich zur Debatte, sondern die oder der Glückliche muss der Tafelrunde ein Lied vortragen. Vielleicht ist gerade der Mangel an Sangeskunst, das Unvermögen, wohlklingende Töne zu erzeugen, eine geschätzte Mutprobe. Verkehrt proportional ernten gerade die fiesesten Sänger den kräftigsten Beifall.





reitenden Knirpse das flatternde Symbol der in den Boden gerammten Fahnenstange erreicht.

An den Hälsen der älteren Männer baumeln oft russische Ferngläser. Mit den so bewaffneten Augen erkennen sie anhand des Gesamtbildes noch lange vor dem kundigen Publikum die Führenden. Der aufgewirbelte Steppenstaub verschluckt gnadenlos Nachzügler oder abgeworfene Reiter. Nicht der Jockey steht im Mittelpunkt, sondern das edle Pferd. Geschunden und gnadenlos mit der Peitsche zum Sieg getrieben, steht das schweißnasse Tier dann inmitten der begeisterten Menge.

Während dem Pferd noch schaumiger Speichel von der Trense tropft und die Flanke durch Kontraktionen der Muskelfasern zittert, stehen sich die Menschen vom Siegerpferd den Schweiß und benetzen damit ihre eigene Stirn. Ins eigene Gesicht gewischt bringt er Glück für die Zukunft. Der Mythos des Gewinners, seine Kraft, die Ausdauer und die bewunderte Schnelligkeit wird durch dieses Ritual auf den Gläubigen übertragen.

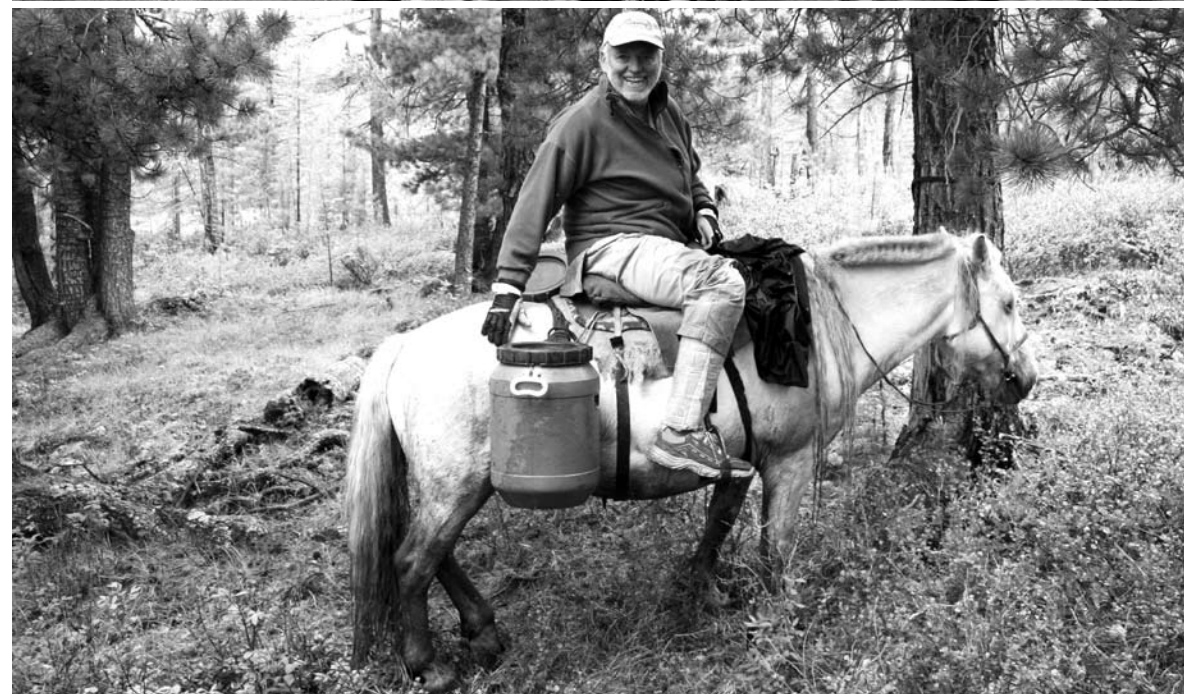


Bemerkungen über den vorzüglichen Geschmack durch meine Gefährten motiviert, übernehme ich die Verantwortung als Chefkoch. Den Zeitaufwand opfere ich gerne als Beitrag für den Dienst an der Gemeinschaft. Beflügelt schnitze ich mir als Zeitvertreib am Lagerfeuer einen handlichen Kochlöffel. Meinen schöpferischen Umgang mit dem scharfen Taschenmesser bestaunen die Mongolen. Ihre Gestik und die nickenden Kommentare drücken Lob und Anerkennung aus. Die Handwerkskunst mit verziertem Stiel und dem eingritzten Monogramm des Erben als Schmuckelement wird uns noch nützliche Dienste leisten.

Die wohlgemeinten Ratschläge bezüglich der bevorstehenden Reiterei beschäftigen mich. Sie stechen wie Sporen in meine Überlegungen. Der Tipp mit der dämpfenden „Radlerunterhose“ scheint mir mehr als sinnvoll. Praktisch einfach und ohne Übung einsatzbereit. Auch die empfohlene Hirschtalgсалbe belastet kaum das Fluggepäck. Mit dem Inhalt einer ganzen Tube werde ich unmittelbar vor Aufbruch meinen Schritt präparieren, damit mir nicht die wundgescheuerte Haut den anstrengenden Ritt verleidet. Reitstunden im Vorfeld habe ich aus taktischen Gründen vehement abgelehnt. Gründlich könnte mir eine üble Übungseinheit an der Longe die Spannung auf das Pferdeabenteuer vermässeln.

Bekanntlich stirbt der Feige oft und der Tapfere nur einmal. Diese Binsenweisheit ist mein Placebo und Selbstbetrug. Erwische ich – so meine eigennützigen Überlegungen – einen bockigen Gaul und steige unfreiwillig aus dem Sattel, ist mir eine ätzende Nachrede gewiss. Halte ich den strapaziösen Tagesritt als blutiger Anfänger hingegen wacker durch, dann gestatte ich mir mit Genugtuung eine gehörige Portion Eigenlob und brauche mich um die Kommentare der Experten nicht scheren.

Auf jeden Fall werde ich meiner zugewiesenen Mähre freundlich gegenüberzutreten, dann wird mich das Tier nicht beißen, treten oder gar abschütteln.



einen ausgedehnten Sondierungsmarsch mit der Hoffnung, eine Abwurfstange zu finden. Vielleicht habe ich Glück und entdecke gar am Rande eines Sumpfes die mächtige Schaufel eines Elches. Kreuz und quer führt mich der Weg, einem Irrgarten nicht unähnlich, durch die fremde Landschaft. Erfolglos endet meine Pirschwanderung. Geringen Trost bietet mir ein Wildwechsel mit einer frischen Elchlosung. Immer wieder von tiefen Wasseradern zu langen Umwegen gefordert, dehnt sich meine Exkursion erheblich aus. Pfiffe meiner Reisegefährten sind akustische Beweise ihrer Sorge. Zerkratzt durch widerspenstige Stauden, aber unversehrt tappe ich bereits im Licht der Dämmerung ins Lager zurück. Bald sind wir alleine auf dem Fluss unterwegs. Menschenleer ist die Gegend entlang der Grenze. Die Regenfront hängt träge im Tal des Tigris. Immer wieder vermittelt eine von allen registrierte Helligkeit die Hoffnung auf Wetterbesserung. Trügerisch ist die Vorfreude, denn die zarten Lichtblicke durch die bleigraue Wolkendecke verschieben sich nur geringfügig. Es ist schon deprimierend, wenn statt Leuchten am Ende des Regentunnels wattedicke Nebelschwaden über die Grate der begleitenden Bergkette kriechen. Lautlos umzingelt uns die Luftfeuchtigkeit.

Die Nässe wird zum hartnäckigen blinden Passagier. Eine niederschlagsfreie Phase lockt uns nach der Inspektion des Areals auf eine gestreckte Schotterinsel. Für mindestens zwei Tage reicht das sondierte Schwemmholz zum Heizen. Der feine Mehlsand in den sanften Mulden garantiert den kuscheligen Untergrund für den Schlafkomfort. Prächtiges Fliegenfischen verspricht ein wasserreicher Bacheinlauf an der Stirnseite unserer Halbinsel. Kaum häuslich eingerichtet und brav wie Hamster Brennholz zum Vorratshaufen geschleppt, überprüft der mies gelaunte Wettergott unsere Belastungstoleranz. Undankbar nehmen wir das nasse Geschenk an. Bernd schimpft über die permanenten Schlechtwetterschübe. Er fühlt sich mit Recht nicht für die Situation verantwortlich, wohl aber für den Mangel an wasserdichten Planen zum Aufbau eines Unterstandes oder einfach nur als Schutz über dem Kochfeuer. Der Niederschlag verwässert den Geschmack in der Pfanne. Außerdem dämpft er die Hitze. Der Kummer ehrt Bernds Redlichkeit. Eigentlich ist er ein Pionier in Sachen Fischerei in den wasserreichen nördlichen Provinzen der Mongolei. Seit fast zwei Jahrzehnten treibt es ihn auf abenteuerlichen Wegen durch das Land der Nomaden. Nie wurde er in dieser Zeit mit so hartnäckigen Regenfällen konfrontiert. Verständlich, dass die nützlichen Planen nicht in ausreichender Menge auf der Packliste standen. Eine, kunstvoll drapiert, reicht aber doch, um das Nötigste zu schützen. Wir stehen fast im Trockenen und pfeifen auf den Regen.





das wunderschöne Tier löst nahezu eine Minivölkerwanderung aus. Ilia, er fischt zufällig in meiner Nachbarschaft, erhält den ehrenvollen Auftrag, meinen Fisch an der Leine wie einen gefährlichen Kettenhund im Zaum zu halten. Während seines Wachdienstes eile ich über Stock und Stein, hole aus dem Kajak meine Kamera für die Porträts. Als ich zurückkehre berichtet mir Ilia treuherzig, dass der Fisch vor wenigen Augenblicken vor dem Fototermin geflüchtet ist. Zur Bestätigung seiner Aussage zeigt er mir theatralisch den Fluchtweg des Fisches ins tiefe Wasser.

Die fotografische Niederlage schmerzt. Christian Morgenstern soll einmal geschrieben haben, dass jene Blumen am schönsten sind, die nicht gepflückt wurden. Auch ich habe den urigen Fettflossenvertretern keine Schuppe gekrümmt, aber momentan fehlt mir die Einsicht in diese umgelegte Weisheit.

Verdammt, das kann doch kein Zufall sein. Innerhalb einer geschätzten Stunde widerfährt mir doppeltes Pech. Neuerlich entschlüpft mein Fisch dem Aufpasser, bevor ich mit der Kamera die Großartigkeit des Schuppenwildes belegen darf. Geläutert von den Vorfällen, verzichte ich auf das Fischen, die schönste Nebensache der Welt, und begleite Schlitzohr Bernd auf seiner Pirsch. Er wirft, fängt und drillt, befreit ohne Hautkontakt den Fisch noch im Wasser von seinem stählernen Fremdkörper. Er achtet strikte darauf, dass dem Tier vor seiner neuen Freiheit reichlich viel Wasser durch die Kiemen fließt. Keine Klagen gibt es bezüglich der Fülle von Motiven. Allein die seltenen Lichtlöcher in der Wolkendecke schränken den Eifer meiner Knipserei erheblich ein.



die gut sichtbare Hochwasserzone. Er hält sich nicht mit dem Verstecken oder gar Tarnen des Fahrzeuges auf. Vielleicht gehört der Gummikahn der Grenzpolizei und genießt den Respekt vor Missbrauch und Diebstahl? Ein paar Augenblicke später verschwinden die Männer wie ein Spuk hinter der Böschungskante.

Am Abend unterhält mich mein Reisebegleiter Tumbe mit einer phantastischen Geschichte. Mit flottem Zungenschlag berichtet er von einem Fischzug, den angeblich sein Vater mit eigenen Augen erlebt hatte. Selenge hat Mühe, seine Mitteilungslust im Zaume zu halten, damit sie mir die Übersetzung aufzischen kann: „An einem See riegelten chinesische Fischer eine flache Bucht mit einem engmaschigen Netz ab. Mit Bedacht trieben sie die Tiere Richtung Ufer und schnürten allmählich die Falle zu. Kaum zappelte die Beute an Land, begann das Feilschen und Handeln mit den Einheimischen, die schon seit Sonnenaufgang auf ihren Pferden warteten. Den Chinesen war das Leid der Flossenträger völlig egal, aber meine Landsleute kauften zu weit überzogenen Preisen die Fischlein, um sie anschließend einem kostbaren Schatz gleich wieder in ihr Element zurückzusetzen. Manche Fische waren am späten Nachmittag schon so erschöpft, dass sie es nicht mehr schafften, in die Weite des Sees zu flüchten und ihre Schuppen vor der Misshandlung zu retten. Wiederholt mussten die Flossenträger die Geschäftemacherei erdulden.“

Meine Einwände, diese Schilderungen seien prächtiges Fischerlatein, werden stets vehement als Rufmord an der Glaubwürdigkeit der Ahnen abgewiesen. „Selenge, bitte, frage Tumbe, ob er mir den Sinn dieser ungewöhnlichen Sitte erklären kann“, fordere ich sie auf. „Es geht nur um die Tugendanhäufung für ein glücklicheres Leben nach dem Tode. Jedes gerettete Tier ist in der Denkweise der Buddhisten eine wertvolle Tat. Die Chinesen sind Schlitzaugen. Sie trieben den Preis nach dem Spiel der Nachfrage stets in die Höhe, wenn sich das Publikum um die scheinbare Beute scharrte. Aber wenn die Fische das Schnappen mit den Mäulern in der prallen Sonne aufgaben, dann begnügten sich die Wucherer mit wenigen Kupfermünzen. Am Ende des Tages waren alle zufrieden. Die Chinesen packten ihre gefüllten Säcke mit den Kupferlingen und die Mongolen addierten ihre gesammelten Pluspunkte für das erwartete bessere Leben. Ein Handel nur mit Gewinnern. Aber vielen Fischen brachte die Dauerbelastung Qualen und Leid. Leichen säumten die Uferzone des Tatortes.“



auf. Die Harmonie des Nadelhains erleidet einen argen Dämpfer, als auf lichtdurchfluteten Plätzen wilde Feuerstellen sich häufen. Weder vergraben noch getarnt, liegen Berge von Leergebinde und Dosen vereint auf menschlichen Wildwechseln. Ungeheuchelt ist mein blankes Entsetzen. Das ändern auch die Ranger am Eingangsportal des Nationalparks nur bedingt. Aber Schranken zwingen alle zum Halt und zur Belehrung.

Das Notieren des Kennzeichens und die Einsicht in die Personalien sind Ritual. Neben der unverständlichen Information und einer Liste mit Verhaltensgeboten in der Landessprache erhalten die Besucher auch einen Müllsack in die Hände gedrückt.

Auf der Rückfahrt, so wird mir klargemacht, ist die bunte Restmüllsammlung an der Station abzuliefern. Die löbliche Idee der Naturschützer und Parkwächter verpufft noch wirkungslos, wie die wachsenden Müllstätten im Bereich der sensiblen Uferzone des Sees beweisen.





## Salmonellen?

Längst hat sich meine ungesunde Vorliebe für Süßigkeiten herumgesprochen. Getrost darf ich mich auf Grund meines Lebendgewichts mit einem „Naschbären“ vergleichen. Tumbe hat als Wegzehrung von seiner Frau einen Sack handtellergroßer Lebkuchen erhalten. Steinhart und staubtrocken ist der Zustand des Gebäcks. Nur die Glasur schleckt sich vortrefflich. Entwöhnt von kulinarischen Gaumenfreuden seit Wochen, gezeichnet von der langen Zuckerfastenzeit, stürze ich mich mit Heißhunger auf den Berg der Verführung.

Mit Gewalt in mundgerechte Bissen zerbrochen, löse ich mit reichlichem Speichel die Überlebensration auf. Sensibel macht der lange Verzicht die Geschmacksknospen auf der Zunge. Mit geschlossenen Augen schwelge ich im Genuss. Einem Hamster gleich sind die Taschen meiner Windjacke bald vollgestopft mit der Köstlichkeit. Jederzeit verfügbar und griffbereit ist der Vorrat.

Endlich reißt die Wolkendecke auf. Die blauen Löcher vermehren sich zu hoffnungsvollen Schleusen für die ersehnten Sonnenstrahlen. Bernd und ich bauen zum letzten Mal die Innenzelte provisorisch auf, damit das angesammelte Kondenswasser durch die geöffneten Reißverschlüsse entfleuchen kann. Die äußeren Schutzhüllen unserer wochenlang auf Nässe getesteten Behausung liegen locker über aufgestellte Brennholzscheite ausgebreitet zum Trocknen auf dem Boden.

Bernd unterzieht seinen Vorrat an Kleidern einer Inventur. Er muss noch umständlich seine Aufenthaltsgenehmigung in Peking beim Österreichischen Konsulat verlängern lassen. Dazu braucht er ein paar frische Sachen. Schließlich beeindruckt auch in Asien eine gepflegte Kleidung. Begeistert ist er von meiner pfiffigen Idee, den waserdichten Rollsack als Waschfass für seine Schmutzwäsche zu missbrauchen. Seife macht das glasklare Wasser aus dem See weich. Die Lauge löst Schweiß und Schmutz aus den Fasern der beanspruchten Bekleidung. Zugespitztes Brennholz mit einer Rebschnur am Scheurengitter der Jurte verbunden ersetzt kreativ die Wäscheleine. Wäh-

rend er als manuelle Waschmaschine eifrig seine Klamotten im Sack rührt, genieße ich unbeschwert die Wanderung entlang des Steilufers. Unentwegt vergreife ich mich an den gehorteten Lebkuchen.

Plötzlich stehe ich vor einer Holzzurte. Fest mit Mutter Erde verbunden wurzelt das eigenartige Jurtenmodell einsam im Weideland der Yaks. Aufgegeben ist die Mobilität. Dafür zieren zwei kleine Fenster wie Augen das Bundwerk. Die Höhe der Türe erlaubt ein bequemes Betreten ohne Kopfeinziehen. Eine alte Frau mit lebhaften Augen liegt vor der eigenartigen Hütte. Sie lehnt sich mit ihrem Oberkörper an die runden Stämme. Ihr Gesicht ist durch den harten Alltag in tiefe Falten gelegt. Immer wieder fährt sie mit den Nägeln ihrer gespreizten Finger durch das dichte Haar. Als Kammersatz kratzt sie in regelmäßigen Abständen auf der Kopfhaut. Vermutlich stellt das menschliche Kleinbiotop ein Paradies für Schmarotzer dar.

Ein Schimmel mit grauer Mähne steht steif wie eine Statue mit der langen Leine an einen ins Erdreich getriebenen Pflock gebunden. Vielleicht genießt der Wallach die warmen Strahlen auf seinem Fell und beißt sich erst in der Dämmerung das Futter ab. Die Alte verfolgt mich mit ihrem Augenpaar, ohne ersichtlich den Kopf zu verdrehen. Lahm erwidert sie meinen Gruß mit der erhobenen Hand beim Vorbeigehen. Als Tourist ohne umgehängten Fotoapparat bin ich keine Gefahr für sie. Schade um das fotogene Gesamtbild. Aber ich werde aus einem Respektabstand heraus die Szene in meinem Notizbuch grafisch festhalten. Unbekümmert sitze ich im Schneidersitz im Gras. Mit Lust übertrage ich meine Wahrnehmung aufs Papier.

Bunt wie ein Rudel Zirkushunde zieht eine Herde Yakmischlinge in gestreckter Formation zwischen mir und dem Geländeabbriss zum Ufer vorbei. Geschrumpft an Größe durch die bequeme Sitzposition, stelle ich als halbe Portion für die Rindviecher keinen Anlass zum Ausweichen dar. Die Rinder haben sich an das vermehrte Auftauchen von Besuchern auf ihrem Weideland bereits angepasst.

Augenfällig ist der zunehmende Verkehr auf der staubigen Erschließungsstraße. Aufgewirbelt verfolgen die Wolken die Fahrzeuge und vermitteln den Eindruck von nostalgischen Dampfzügen, die mit ihrem Qualm die Luft verpesten. Der Wirbel ist mir nach den vielen einsamen Tagen fast zu viel. Noch einmal möchte ich den Reiz der einsamen Bergsteppen aufsaugen und wende mich vom Wasser ab. Das Fehlen der Zäune vermittelt pure Wegfreiheit. Einem grünen Teppich

gleich zieht sich das Meer der Vegetation, in homogener Wuchshöhe, über das ansteigende Profil. Jegliche Erhebung irritiert das Auge.

Im ersten Moment denke ich an zwei verwitterte Baumstrünke, die kühn über das Niveau des Graslandes ragen. Meine Entdeckung gewinnt schlagartig an Interesse, nachdem sich die grauen Konturen, gleichsam wie von Zauberhand geführt, in ruckartigen Etappen vorwärts bewegen. Anfangs verknüpfe ich das würdevoll schreitende Vogelpaar mit den mir bekannten Graureihern, die in der trockenen Steppe eine Zwischenlandung eingelegt haben, um sich mit den prächtigen Heuschrecken die Mägen vollzuschlagen.

Für Vogelschwingen ist der Luftweg zum See ein Klacks. Ein Paradies für die verleumdeten Fischfresser. Meine Vögel gestatten mir eine Annäherung. Schiefergrau ist ihr Gefieder. Schwarz wie die Maske eines Bankräubers ihr Gesicht hinter dem Schnabel, die Vorderseite des kräftigen Halses und die Federn der Handschwingen. Ein weißes Federnbüschel hinter dem Augenansatz verleiht den Tieren einen kontrastreichen Aufputz. Die Kraniche sind stattliche Vögel mit ihren langen Schreitbeinen und dem dolchartigen Zinken als Schnabel. Erst als die beiden wachsam Vögel, nach meinem langsamen Annähern an die Fluchtdistanz, sich mit warnenden Signalen in die Luft erheben und pfeilgerade mit gestrecktem Hals und Beinen flüchten, wird mir mein Pirschglück bewusst. Dieses Paar gleitet als gerader Federstrich durch die Lüfte. Angeblich, zumindest behaupten es die Ornithologen, leben Kraniche in Einehe. Manche Partner sollen an Kummer darben, wenn der Tod den Lebensgefährten überraschend ereilt.

Wie Pilze mit zu großen Hüten wachsen die Haufenwolken in den Himmel. Scharf begrenzt sind die Ränder der Wolken. Rasch nähert sich die Gewitterfront. Als höchste Erhebung auf der baumlosen Hügelflanke möchte ich auf keinen Fall zur Zielscheibe der zu erwartenden Blitze werden. Rapide schwindet das Licht. Wie eine Decke legt sich zusätzlich die Dämmerung über die Landschaft. Die Reibungsenergie zwischen den Wolkentürmen entlädt sich zum bekannten Wetterleuchten. Noch nicht vernehmbar ist das Rollen des Donners auf Grund der Entfernung des Unwetterherdes. Von mir greift die düstere Stimmung Besitz und ich schlage im Eilschritt die Richtung zur schützenden Jurte ein. Immerhin sind die Bäume in der Nachbarschaft wesentlich höher als das eiserne Ofenrohr, das erheblich über die Filzkuppel hinausragt. Gespenstisch schaukelt der ganze

Kleiderbesitz meines Mongoleiexperten noch auf der provisorischen Wäscheleine. Vermutlich hat er den überfallsartig auftretenden Guss verschlafen und setzt unfreiwillig seine Wäsche dem weichen Regenwasser zum zweiten Waschgang aus. Allmählich scheint das tief ziehende Unwetter die Öffnung an der Filzkuppel zu verstopfen. Die schweren Regentropfen zerbersten am Eisenherd und benetzen fein zerstäubt die Umgebung.

Für Sekundenbruchteile taucht das Licht der Blitze die karge Innenausstattung der Mietjurte in plastische Realität. Wenige Sekunden später rollt der heftige Donnerschlag übers Land. Er bestätigt die gefährliche Nähe der elektrischen Entladungen. Ohne Einbildung vermeine ich, die Ausbreitung des Paukenschlages am Zittern der Filzwände zu spüren. Das phantastische Naturerlebnis verstärkt sich durch die dünne Behausung der Nomaden.

Abgelenkt von den Wetterelementen und dem Schauspiel, überhöre ich anfangs das Rumoren in meinen Eingeweiden. Bald treibt es mich von der spartanisch harten Pritsche. Bei Tageslicht habe ich schon die Latrine inspiziert und mir die Orientierung eingeprägt. Gut getarnt steht das Häuschen in einem lichten Lärchenhain. Eine Senkgrube mit Bretterverschlag.

Die letzten Meter geleitet mich der Geruch der Fäkalien zur Hütte der Erlösung. Statt das Paradies entlang des glasklaren Sees und der kahlen Bergkette zu genießen, gehöre ich nun endgültig zu jenen dreißig Prozent Fernreisenden, die der Rache Montezumas Tribut zollen. Auch ich bin ein Opfer der häufigsten Reiseerkrankung. Ich bin ein Sklave meines Verdauungstraktes.

Nicht Selbstmitleid zersetzt meinen Überlebenswillen, sondern mein gesundheitliches Gesamtbild schürt den Verdacht auf die gefürchteten Bakterienstämme. Auf Schongang läuft mein Kreislauf. Erheblich reduziert ist meine Lebensenergie, und in einer Art von Benommenheit nehme ich mein Umfeld war. Ein Schleier trennt mich von der Realität. Antrieb und Abenteuerlust dümpeln weit unter der Reizschwelle. Trotz rabenschwarzer Finsternis entwickelt das Wunderwerk des menschlichen Gehirns Farbfilme mit dramatischen Inhalten. Klebrig wie Honig heften sich die düsteren Gedanken fest und lassen sich nur widerwillig aus der bedrohlichen Kreisbahn drängen.

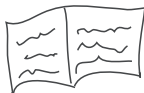
### **Buchreihen**

Ich weiß jetzt wie! Reihe für Kinder bis ins Schulalter  
SOWAS! – Kinder- und Jugend-Spezialsachbuchreihe  
Verschiedene Alben für verwaiste Eltern und Geschwister

### **Einzeltitel**

Alleingeburt – Schwangerschaft und Geburt in Eigenregie  
Alle meine Tage – Menstruationskalender  
Alle meine Zähne – Zahnkalender für Kinder  
Am Ende aller guten Hoffnung – Schwangerschaftsabbruch  
Annikas andere Welt – Psychisch kranke Eltern  
Ausgewickelt! So gelingt der Abschied von der Windel  
Baby Lulu kann es schon! – Windelfreies Baby  
Babyzauber – Schwangerschaft, Geburt und erste Babyzeit  
Besonders wenn sie lacht – Lippen-Kiefer-Gaumenspalte  
Brüt es aus! Die freie Schwangerschaft  
Das doppelte Mäxchen – Zwillinge  
Das große Storchenmalbuch mit Hebamme Maja  
Das Wolfskind auf der Flucht – Zweiter Weltkrieg  
Der Kaiserschnitt hat kein Gesicht – Fotobuch  
Der Wuschelfloh, der fliegt aufs Klo! – Windelfrei  
Diagnose Magenkrebs – So habe ich überlebt  
Die Hebammenschülerin – Ausbildungsjahre im Kreißsaal  
Drei Nummern zu groß – Kleinwuchs  
Egal wie klein und zerbrechlich – Erinnerungsalbum  
Eileiterschwanger – Eine Hebamme erzählt  
Ein Baby in unserer Mitte – Hausgeburt und Stillen  
Fernweh mit Biss – Abenteuer Mongolei  
Frauenkastration – Fachwissen und Frauen-Erfahrungen  
In einer Stadt vor unserer Zeit – Regensburg-Reiseführer  
Jutta juckt's nicht mehr – Hilfe bei Neurodermitis  
Konrad, der Konfliktlöser – Clever streiten und versöhnen

Lass es raus! Die freie Geburt  
Leg dich nieder! Das freie Wochenbett  
Lilly ist ein Sternkind – Verwaiste Geschwister  
Lorenz wehrt sich – Sexueller Missbrauch  
Luxus Privatgeburt – Hausgeburten in Wort und Bild  
Machen wie die Großen – Rund ums Klogehen  
Mama und der Kaiserschnitt – Kaiserschnitt  
Mamas Bauch wird kugelförmig – Aufklärung für Kinder  
Manchmal verlässt uns ein Kind – Erinnerungsalbum  
Mein Sternkind – Verwaiste Eltern  
Meine Folgeschwangerschaft – Schwanger nach Verlust  
Meine Wunschgeburt – Gebären nach Kaiserschnitt  
Mit Liebe berühren – Erinnerungsalbum  
Nasses Bett? – Nächtliches Einnässen  
Nino und die Blumenwiese – Nächtliches Einnässen, Bilderbuch  
Oma braucht uns – Pflegebedürftige Angehörige  
Oma war die Beste! – Trauerfall in der Familie  
Papa in den Wolken-Bergen – Verlust eines nahen Angehörigen  
Pauline purzelt wieder – Übergewichtige Kinder  
Regelschmerz ade! Die freie Menstruation  
So klein, und doch so stark! – Extreme Frühgeburt  
So leben wir mit Endometriose – Hilfe für betroffene Frauen  
Still die Badewanne voll! Das freie Säugen  
Stille Brüste – Das Fotobuch für die Stillzeit und danach  
Tragekinder – Das Kindertragen Kindern erklärt  
Und der Klapperstorch kommt doch! – Kinderwunsch  
Und wenn du dich getröstet hast – Erinnerungsalbum  
Unser Baby kommt zu Hause! – Hausgeburt  
Unser Klapperstorch kugelt rum! – Schwangerschaft  
Unsere kleine Schwester Nina – Babys erstes Jahr  
Volle Hose – Einkoten bei Kindern  
Zoff in der Schule – Konflikte erfolgreich lösen



*Bezug über den (Internet-)  
Buchhandel in Deutschland,  
Österreich und der Schweiz*